

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 23.

Donnerstag, den 29. November.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Tblr., Inserate werden mit 1 Ngr. die geisp. Zeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Die Pest in Mailand.

Eine Skizze.

Nach dem Italienischen des Cesare Cantu.

(Fortsetzung.)

Der Monatte verstand sich dazu: als die Zeugen erschienen waren, vermachte er den Verwandten des Verstorbenen einige Kleidungsstücke; einige andere dem testamentaufsetzenden Beamten, den Weinberg aber sich selbst — und so war der Erfinder des Betruges der am ärgsten Betrogene.

Neben solchen Beispielen von Gemeinheit und Verbrechen fehlte es indeß selbst in den untersten Ständen keineswegs an Zügen jener rührenden Liebe, die sich stets unter harten Schicksalsschlägen am glänzendsten beweist. Mütter legten die entseelte Hülle ihrer geliebten Kinder mit eigenen Händen auf die Leichenbahnen, um sie nicht von den rohen Fäusten der Monatten berühren zu lassen; Bräute durchirrten die verpesteten Säle des Lazareths, um den Geliebten zu suchen, und sanken oft selbst von

der Krankheit ergriffen nieder, ehe sie ihn gefunden hatten, um vielleicht in kurzer Zeit jenseits des Grabes auf immer mit ihm vereinigt zu werden, oder empfangen mit dem letzten Kuß, den sie auf die Lippen des Sterbenden drückten, den Todeskeim, der sie zu schneller Nachfolge rief. Eine arme Frau vom Lande kam in die Stadt, versicherte, daß sie in dem Besitz eines unfehlbaren Heilmittels gegen die Pest sei, und erbot sich, die Kranken des Lazareths damit zu heilen, wenn man sie mit Freilassung ihres Sohnes von den Galeeren belohnen wolle; dies wurde ihr zugesagt; ihre Kur blieb aber ohne Erfolg und endlich selbst von der Krankheit ergriffen, gestand sie sterbend, daß nur der Wunsch, ihren Sohn zu retten, sie hergeführt und zu einer fälschlichen Angabe verleitet hätte, indem sie gehofft, der Himmel werde ihre gute Absicht segnen. Und hätte doch der Himmel, der damals so viele Wunder that, auch dieser armen Mutter seinen Beistand nicht versagt. Von den Wundern vernehmen wir Vieles. Zu Casalmaggiore war eine geweihte Quelle, deren Trunk unfehlbare Genesung gab. Parma wurde,

nachdem es fast ganz entvölkert war, auf die Fürsprache des heiligen Karl von der Pest befreit: warum nicht eher, ist nicht bekannt geworden. Zu Galvenzano di Ceradalda erschienen die drei Heiligen Rochus, Sebastian und Fabian in höchst eigener Person auf dem Markt, um das Aufhören der Pest anzukündigen — und zwar in Gestalt dreier Sterne! Die Hostien des heiligen Nikolaus so wie ein gewisses Gebet an diesen Heiligen hatten Pestheilwirkende Kraft; wie denn auch ein Nonnenkloster zu Coimbra durch ein ähnliches Gebet an die h. Jungfrau gänzlich von der Pest verschont blieb, während der Tod rings umher wüthete.

Somaglia, ein Schriftsteller damaliger Zeit berichtet von einer Wunderheilung, die er an sich selbst erfahren. Es war nämlich zu Mailand die Madonna delle Grazie durch alte und neue Wunder hoch berühmt, weshalb ihr die Stadt eine ewig brennende Lampe unterhielt und in Nöthen und Fährlichkeiten in feierlicher Prozession nach ihrer Kirche zu ziehen pflegte. Wenige Jahre vor dem Ausbruch der Pest hatte der damalige Gouverneur in der Nähe dieser Kirche einige neue Festungswerke errichtet, und war, indem er alle dominirenden Punkte in der Nähe erniedrigen ließ, entschlossen, auch die doppelte Kuppel des heiligen Gebäudes, ein ausgezeichnetes Werk Bramantes niederreißen zu lassen. In der Nacht aber erblickten die Schildwachen vom Kastell aus Engel mit feurigen Schwerdtern, dieselbe beschützend — der Gouverneur nahm daher seinen Befehl zurück. Nun hatte das Del der Lampe, welche dort vor dem heiligen Bildnisse unserer lieben Frau brannte, so herrliche Kraft, daß es einem jeglichen, der sich damit salbte, mit Gesundheit erquickte: „und ich,“ sagt Somaglia, „erfuhr dies an mir selbst, da ich schon mit dem Tode rang, nachdem ich alle heiligen Sakramente empfangen, bis zu der Empfehlung der Seele an Gott; als ich um Mitternacht des 15. August beim Beginn des großen Festes der Himmelfahrt Maria durch die außerordentliche Gnade besagter allerheiligsten Jungfrau die vormalige Gesundheit wieder erlangte, indem ich plötzlich frisch und gesund vom Bette sprang.“ Eine Erzählung, die durchaus nicht unwahrscheinlich ist, da in unserer Zeit Del als ein sehr wirksames Präservativ- und Heilmittel gegen die Pest angewendet wird.

Schauerhaft klingen oft die Berichte, die uns gleichzeitige Schriftsteller als Augenzeugen über einzelne Krankheitserscheinungen mittheilen: einem jungen Mädchen schwoll die Zunge dergestalt an, daß sie ihr zehn Tage lang zwei Finger breit aus dem Munde hing; eine Frau lief fünf Tage lang ohne Raht im Lazareth hin und her, worauf sie verschied. Ein Mann, der acht Tage lang beharrlich alle Speise zurückgewiesen hatte, schien endlich der Erschöpfung erlegen, als er plötzlich aussprang, in den Stall lief, wo die Pferde der Monatten standen, sich auf den nackten Rücken eines Gauls schwang und im saufenden Gallopp über Stock und Stein mit demselben davonjagte, bis er sammt dem Thiere todt niederstürzte. Ein anderer genas, nachdem ihm der Giftstoff beide Beine weggefressen. Noch im Todeskampf rafften sich mehrere auf und stürzten sich von wüthendem Durst gepeinigt in die Brunnen hinab, einige sprangen zum Fenster hinaus u. s. w.

Doch der Wahnsinn, den Schmerz und Verzweiflung in diesen unglücklichen Opfern der Krankheit hervorriefen, beschränkte sich leider nicht auf sie allein; bei den Gesunden erwachte neben Furcht und Entsetzen, bald ein fürchterlicher Verdacht, steigerte sich zur unbezweifelten Ueberzeugung, und fand, nun einmal zu blinder fanatischer Rachwuth angefaßt, nicht eher Ruhe, bis ihm blutige Opfer gefallen waren.

Der Wahn, daß menschliche Bosheit im Stande sei, die Pest künstlich zu erzeugen und zu verbreiten, war damals so wenig etwas Neues als er in unsern Tagen etwas unerhörtes ist: Wenn wir die Geyesse des Athbeniensischen Pöbels im Jahre 430 v. Christi, womit derselbe damals den vermeinten Pestmachern nach dem Leben stellte, wie Lucrides uns in seiner Schilderung des Peloponesischen Krieges dieselben darstellt, mit den Berichten vergleichen, welche die Journale des Jahres 1832 u. Christi von den fanatischen Gräueltbaten des Pariser Volks gegen vermeintliche Choleramacher und Giftmischer gaben; da möchten wir allerdings wohl erröthen über den Stolz, mit welchem wir die Aufklärung unserer Tage so oft der Unwissenheit und dem Aberglauben vergangener Jahrhunderte gegenüberstellen; jedenfalls können wir daraus lernen, daß die geistigen und sittlichen Schätze, welche wir in so reicher Fülle besitzen, noch sehr un-

gleich vertheilt sind, und daß solch stolzer Anspruch auf Aufklärung und Bildung unserer Zeit erst dann berechtigt ist, wenn wir sie zum Gemeingut Aller gemacht haben. Was indeß diesmal im Jahre 1630 den Glauben an die Pestmacher von vorübergehenden und nachfolgenden ähnlichen Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Wahns auszeichnete, das war seine Verbreitung durch alle Stände und sein Ursprung von oben. Bereits Ende des Jahres 1628 hatte nämlich der König, von Madrid aus, dem mailändischen Gesundheitsrath die warnende Mittheilung zugehen lassen: „daß von dort vier Franzosen entsprungen seien, welche man bei dem Versuche überrascht hätte, Madrid mit pesthaltigen Giften anzustecken. Man möge daher auf seiner Hut sein, wenn sich diese Individuen ja etwa im mailändischen Gebiet blicken ließen.“ Als nun im folgenden Jahre zu derselben Zeit, wo der Durchmarsch des deutschen Heeres die Besorgnisse vor der Pest weckte, in der Herberge „zu den drei Königen“ in Mailand ein gewisser Hieronimus Bonincontro abstieg, ein Mann in französischem Kostüm mit dem höflichen französischen Wesen, und selbst kein geringes Rühmen von seiner ärztlichen Geschicklichkeit und seinen Heilmitteln gegen die Seuche machte, gegen welche er vor fünf Jahren in der großen Pest zu Palermo Wunder gethan haben wollte, so zweifelte der Präsident des Gesundheitsraths, den diese Aeußerungen zu Ohren gekommen waren, keinen Augenblick, daß der Fremde einer von den bezeichneten heimtückischen Franzosen sei, und ließ ihn daher einziehen. Zu seinem Glück betrachteten die Richter die Sache damals noch mit nüchternem Auge, und da die ärztliche Untersuchung seiner Medicamente nur bekannte Heilmittel nachwies, so hätte er seine Freiheit wiedererlangt, wenn seine Verhöre nicht ergaben, daß er ein abtrünniger Franziskanermönch war, der längere Zeit in Genf eine Zuflucht gefunden hatte, jetzt wie er angab, auf der Reise nach Rom begriffen, um die Verzeihung des heiligen Vaters zu erflehen. Aus diesen Gründen wurde er dem Generalinquisitor überantwortet, der ihm in den dunkeln Räumen des heiligen Dñzius auf seine Weise den Prozeß machte und demnächst auf seine Weise nach Rom sandte.

Als nun aber im Frühjahr des Jahres 1630

die Krankheit mit voller Wuth ausbrach, wurde die Vermuthung, die bisher im Volke nur wenig Beachtung gefunden hatte, plötzlich allgemein und der Verdacht, verwandelte sich in Gewißheit, „als am Morgen des 22. April an den Wänden mehrerer Häuser gelbliche und weißliche Flecke einer fettigen Masse bemerkte.“ Alles lief herbei die Pestsalbe — denn daß es solche war, daran zweifelte Niemand — mit eigenen Augen zu sehen. Es wagte natürlich Niemand, die gefährliche Malerei zu berühren, nichts desto weniger waren aber in der Stadt bald die mannichfachsten Erzählungen über die schnellen tödtlichen Wirkungen des furchtbaren Giftes verbreitet, und jeder Tag brachte staunenswerthe Nachrichten von der grenzenlosen Frechheit und erschreckenden Ausdehnung, in welcher die Pestmacher das tödtliche Gift verbreiteten. Die Anzahl der beschmierten Häuser stieg bald auf Hunderte und Tausende; nicht mehr Wände, Thüren und Schösser allein wurden von ihnen beschmiert, sondern selbst die Kleidungsstücke und Personen unmittelbar. Ja bald wußte man, daß die unentbehrlichsten Lebensmittel: Brod, Fleisch und Wein vergiftet seien, und es gab einige, die nicht mehr daran zweifelten, daß es der Teufelskunst dieser bösen Rotte sogar gelungen sei, die Frucht auf dem Halme zu vergiften.

Daß auch an den Bänken im Dom Spuren der Giftsalbe entdeckt wurden und der Gesundheitsrath diese selbst aus dem Heiligthum entfernen und auf öffentlichem Platz vor Aller Augen verbrennen ließ, trug nicht wenig dazu bei, auch die Ungläubigsten vom Thatbestand des stattgehabten Verbrechens zu überzeugen und die Erbitterung gegen die unbekannteren Thäter auf das Höchste zu steigern; war es doch jetzt offenbar, daß ihnen kein Ort heilig, daß selbst an geweihter Stätte vor ihrer böllischen Kunst keine Sicherheit zu finden sei.

Da man nun an der Sache selbst nicht länger zweifeln konnte, drehte sich alles um die Frage, nach den mutmaßlichen Urhebern. Diejenigen, welche zwar nicht leugnen konnten, was sie mit eigenen Augen schauten, aber an dem noch zu zweifeln sich erlaubten, was sie nicht mit eigenen Augen gesehen hatten, an den pestbringenden Wirkungen nämlich der räthselhaften Malerei, meinten: es sei ein Scherz der Studenten von Padua, ein lustiger Einfall der

großen Herren vor Gesole, welche sich die Langweile dieser Belagerung vertreiben wollen, oder einer der gewohnten Streiche vom Sohne des Schloßvoigts Badilla die Leute zu erschrecken; worauf aber wohl weisere Leute zornig ihren Leichtsin zu schelten pflegten und sie aufforderten, wenn sie die Pestsalbe für so unschuldig hielten, doch einmal mit der Berührung die Probe zu machen. Da die Leichtfertigen vor solcher Probe aber doch zurückschreckten, so gaben die Gläubigen triumphirend ihre Meinung dahin ab, daß es eine tückische Rache des Gouverneur Cordova sei, des Vorgängers des gegenwärtigen Gouverneurs, welchen die Mailänder bei der Abreise mit Pfeisen und Schreien und einem Hagel fauler Aepfel das Geleit gegeben; oder ein Streich des Königs von Frankreich, des ewigen Feindes der katholischen Majestät; oder eine der gewöhnlichen Verruchtheiten des gottlosen Kardinals Richelieu, dem man jedes Verbrechens fähig hielt; oder eine der ausgesuchten Tücken jenes Wallenstein, dessen schrecklicher Ruf seinen Namen in der Phantasie der Italiener zum Vertreter alles Furchtbaren und Graufigen gemacht hatte.

Es schien unmöglich für so verschiedene Vermuthungen einen Einheitspunkt zu finden, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, daß der Teufel selbst den unmittelbarsten Antheil an dem Werk der Bosheit nehme — und nun mit einem Male Allen alles klar wurde. Nicht lange, so führten die wunderbarlichsten Erzählungen diese Entdeckung im Einzelnen aus, und man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß dieselben nur bei der Menge der Ungebildeten Glauben gefunden hätten; im Gegentheil, mehr als einmal wurden die abenteuerlichsten derselben Gründe, auf welche die Richter ihre Untersuchungen stützten. So hieß es unter anderen, daß der Teufel sich eigends ein Haus in Mailand gemiethet habe, um daselbst seine Gifte zu bereiten und an seine zahlreichen Diener zur Ausbreitung in der Stadt zu vertheilen. Bald bezeichnete man das Haus genau, es wurde von den Behörden durchsucht, jedoch nichts gefunden. Einem war es begegnet, daß er auf dem Domplatz eine glänzende Karosse mit sechs Schimmeln bespannt, dahersprengen sah, und darin saß ein Mann von gewaltig vornehmen Neußeren, aber streng und finstern Mienen, feuerfunkelnden

Augen und dampfendem Munde. Der Gewaltige winkte ihm einzusteigen, und er konnte nicht anders, er mußte gehorchen. Nun fuhren sie durch viele Straßen, dann durch ganz unbekannte Gegenden und kamen endlich an einen Ort, wo das Liebliche und das Furchtbare wunderbar miteinander wechselten: bald waren es blühende Gärten im herrlichsten Wiesengrün mit bunter Blumenpracht, mit silbernen Bächen, Teichen, Springbrunnen, die Luft mit Wohlgerüchen geschwängert und von den lieblichen Tönen der Nachtigall und anderer Singvögel erfüllt; bald wieder nichts als schauerliche Wüsteneien, schwarze Höhlen, Rauch- und Feuerschlünde rings umher zu schauen, und widerliche Dämpfe in den Lüften und Geheul, das Ohren und Herzen zerriß. Endlich gelangten sie aber an hohe Berge Gold und der Böse sprach zu seinem Gast: Von diesem Golde hier magst Du Dir nehmen, soviel Deinem Herzen gelüstet, sofern Du bereit bist, mir zu dienen und in meinem Auftrage dieses Gift zu verbreiten. Dabei bot er ihm mit der einen Hand eine Büchse mit der bekannten Pestsalbe an, während die andere auf die Goldhaufen wies. Als der Versuchte aber ein fremdes Kreuz schlug und erschrocken murmelte: hebe Dich weg von mir, Satan! da war mit einmal alles verschwunden und er stand wieder auf dem Domplatz auf derselben Stelle, von welcher ihn der unheimliche Geselle aufgenommen hatte. Eine ähnliche Geschichte, die einem kranken Zimmermann begegnet war, wurde von zwei seiner Nachbarn vor Gericht eidlich erhärtet. Mitten in der Nacht hörte der Kranke nämlich, der verschlossenen Thür oberschachtet, Tritte in seiner Kammer und gewahrte, sich aufrichtend, mehre Personen, von welchen die eine ihn aufforderte aufzustehen und ihnen vor die Stadt zu folgen, wo seiner ein Großer warte, welcher ihm unter der Bedingung, daß er die Nachbarschaft salben wolle, Gesundheit und Wohlstand verschaffen werde; zugleich ließen sie, ihn noch mehr zu verlocken, das helle Geld auf dem Tische klingen; der Kranke aber kroch voll Entsetzen unter die Decke, um nichts zu sehen und nichts zu hören. Vergebens; er fühlte ein entsetzliches Rütteln und Schütteln, er hörte ein furchtbares Krachen, das sich seinem Bette näherte, zugleich wurde die Decke über ihm, das Unterbette unter ihm weggezogen. Die Eindring-

singe wiederholten ihre Aufforderung immer dringender, und er fragte sie endlich wer sie seien. Sie sagten Ottavio Sassi! Er sprach ein entschiedenes: Nein! und augenblicklich verschwanden sie; nur ein heulender Wolf blieb auf der Bettdecke sitzen und am Fußende des Bettes drei große Ragen, die bis zum Tagesanbruch die fürchterlichsten Gesichter schnitten.

Man müßte über solche Märchen lachen, wenn sie nicht soviel dazu beigetragen hätten, selbst den unbefangenen Leuten den Kopf zu verdrehen und solchergestalt dem des furchtbaren Verbrechens später Angeklagten jede Möglichkeit abgeschnitten hätten, sich vor der öffentlichen Meinung oder vor ihren Richtern zu rechtfertigen. Auch die gesetzgebende Gewalt ermangelte nicht, ihr Scherzlein zur Nahrung des unglücklichen Wahns beizutragen, obgleich sie anfangs in ihrer Sprache noch ziemlich besonnen war. Gleich bei der Entdeckung der ersten Spuren der verdächtigen Pestsalbe unterließ es ein vortrefflicher Senat nicht, jegliche selbst auf die außerordentlichste Sorgfalt auf die Entdeckung der Uebelthäter zu verwenden, um sie der wohlverdienten Züchtigung zu unterwerfen und dem Schrecken ein Ende zu machen, und sollte auch nur ein Muthwillen die Veranlassung der Salberei sein. Am 19. Mai 1630 aber erließ der Gesundheitsrath folgende Bekanntmachung:

„Sintemalen etliche freche und böshafte Menschen es gewagt haben, viele Hausthüren, verschiedene Riegel derselben, und einen großen Theil der Wände von beinahe allen Häusern dieser Stadt, mit zum Theil weißer, zum Theil gelber Salbe, zu bestreichen, welches in den Gemüthern des mailändischen Volks den größten Schrecken hervorgerufen hat, da man vermuthet, daß diese Salben zu dem Zweck bereitet sind, die Pest, welche in so vielen Theilen unseres Gemeinwehens ausgebrochen ist, zu vergrößern, woraus mancherlei übele Einflüsse und nachtheilige Folgen für die öffentliche Gesundheit sich ergeben können, für welche Sache zu tragen den Herrn Präsidenten und Conservatoren des Gesundheitsraths des mailändischen Staates Kraft ihres Amtes obliegt, — so haben Selbige um der Beruhigung und Tröstung der Einwohner dieser Stadt willen beschlossen, außer dem bisher bereits aufgegebenen Eifer, mit welchem

sie der Spur der Missethäter nachgeforscht haben, folgende Bekanntmachung zu erlassen.“

„Wodurch sie einen Jeglichen, welches Grades, Standes und Berufes er immer sein möge, der binnen hier und dem dreißig nächsten Tage, nach Erlass gegenwärtiger Bekanntmachung, den oder diejenigen Menschen angeben wird, welche solch eben genanntes Verbrechen begangen, begünstigt, unterstützt oder Auftrag zu selbigen gegeben oder irgend welchen, noch so kleinen Theil daran genommen 200 Scudi versprechen aus der Kasse dieses Gerichts, und wenn der Angeber Mitschuldiger ist, wosfern nur nicht der Urheber, die Straflosigkeit und gleichen Gewinn. Auch werden zu diesem Behufe abgeordnet der Herr Capitano di Giustizia, der Herr Podesta dieser Stadt und der Herr Auditor dieses Gerichts, an welchen oder an Einen unter welchen, die Angeber dieses Verbrechens sich zu wenden haben, deren Namen auf ihren Wunsch auch geheimgehalten werden soll. M. Antonius Montius Präses. Jacopus Antonius Taliabos.“

In Folge dieses Erlasses verdoppelte sich die allgemeine Aufmerksamkeit und so meinte man denn endlich den Thätern auf die Spur gekommen zu sein.

Es war am 21. Juni Morgens um die achte Stunde, und es fiel ein feiner Regen, als mehrere Gevatterinnen plaudernd in der Hausthür standen, und weit davon die Gefahr zu schauen, welche beim Herrschen der ansteckenden Krankheit in solchen Zusammenkünften lag, wohl noch Schlimmern sich ausgesetzt hätten, um die Genußthuung zu genießen, die große Frage des Tages über die Pestmacher gründlich abzuhandeln. Plötzlich schrie Rosa, die eine unter ihnen, auf — und als die andern sie fragend anblickten und dann der Richtung ihres Auges folgten, wurden sie gewahrt, wie auf der andern Seite der Straße ein, in einen schwarzen Mantel gehüllter Mann, den breitkrempigen Hut tief auf die Stirn gedrückt, langsam längs der Häuser dahinschritt. Er hielt in der Linken ein Papier, auf welchem er mit der Rechten zuweilen zu schreiben schien; doch oft senkte er den Arm und dann kam die Hand mit der Wand in Berührung — sehr natürlich, da sich diese zu seiner Rechten befand und er des Regens wegen dicht daran hinschritt — und die Hand machte gewisse Bewegungen an der Mauer „die mir gar nicht

geföhren,“ wie die Rosa später in ihrem Verhör aus-
sagte. Das ist ein Pestmacher! spricht Rosa endlich
mit einer von Schreck noch halb erstickten Stimme;
das ist einer von der höllischen Bande! wiederholen
ihre Gevatterinnen mehr oder weniger laut, und da
der Gegenstand ihres Schreckens und Abscheus be-
reits verschwunden ist, so zerstreuen sie sich schnell
in die nächsten Häuser, um Allen ihre wichtige Ent-
deckung kund zu thun. Die Besizer der betreffenden
Häuser kommen erschreckt auf die Straße, man tritt
an die Wände und in einer Höhe von ungefähr
drei Fuß vom Erdboden bemerkt man die bekannten
gelblichen Flecke. Ein hochweiser Gesundheitsrath
von der Sache in Kenntniß gesetzt begiebt sich selbst
an Ort und Stelle; läßt die Malerei behutsam ab-
fragen und damit bestrichene Fleischbrocken den Hun-
den vorwerfen. Es zeigt bei diesen keine üble Folge,
dennoch hält sich die Behörde verpflichtet, die Sache
weiter zu verfolgen, und beschließt die Festnehmung
des Thäters. Dies war indeß keine leichte Sache,
denn wiewohl die Gevatterinnen darauf schwuren, daß
der Vermummte unter ihren Augen die Wände ge-
salbt hätte — die eine hatte es deutlich gesehen, wie
er mit einer Feder daran herumgepinselt — so hatte
ihn doch eben wegen der Verhüllung keine genau
erkannt. Aus verschiedenen Anzeichen muthmaßten
sie, daß es Wilhelm Piazza, Kommissar des Gesund-
heitsrathes gewesen, d. h. einer von denjenigen
Beamten, welche umhergingen, die Kranken aufzu-
schreiben und für die Fortschaffung der Leichen zu
sorgen. Nach diesen also wurden die Häfcher aus-
gesandt, Sie trafen ihn, nichts Schlimmes erwar-
tend, ruhig unter dem Thorweg des Gebäudes des
Gesundheitsrathes stehend; er war ein Mann von
hoher Gestalt, röthlichem Bart und braunem Haar,
trug schwarze Strümpfe und Kniehosen und hatte
einen Hut mit umgebogenen Krempen auf seinen
Kopf. Daß er im ersten Augenblick, in welchem er
den Grund seiner Verhaftung vernahm, nicht wenig
erschrak, kann man sich wohl denken, denn wer in
jenen Tagen der Justiz in die Hände fiel, der war
so gut wie schon verurtheilt; das Bewußtsein seiner
Unschuld gab ihm indeß bald alle Zuversicht zurück
und er ging den ernstesten Weg mit festem Schritt.
Auch die Hausfuchung in der Wohnung des Piazza
hatte nichts ans Licht gebracht, was den Verdacht

hätte unterstützen können: weder Pestgift, noch ver-
dächtige Gefäße, noch auffallende Schätze; nichts
destoweniger wurde die Untersuchung gegen ihn ein-
geleitet.

Nachdem er pro forma eidlich verpflichtet worden,
die Wahrheit zu sagen mit der stillschweigenden Vor-
aussetzung des Gegentheils, wurde Piazza zunächst
gefragt, ob er in dem Stadtviertel, wo ihn die
Weiber den Morgen als den Vermummten erkannt
haben wollten, Bekannte habe, und ob er wisse, daß
die Wände daselbst mit Pestsalbe bestrichen worden.
Sei es, daß dem in der That so war, sei es, daß
ihn die Furcht dazu bestimmte, kurz er verneinte beide
Fragen. Auf diese Lügen und Unwahrschein-
lichkeiten hin wird er mit der Folter bedroht.
„Und wenn Sie mich gleich an den Galgen hängen
lassen,“ behauptet er, „ich kann nichts anderes sagen;
da ich nichts weiß.“

Die Herren erhoben sich und gaben den Häfchern
ein Zeichen, ihnen mit dem Deliquenten zu folgen;
es geht eine arge Wendeltreppe hinab und alle treten
in ein unterirdisches, hochgewölbtes Gemach, in wel-
chem von der Mitte der Wölbung ein Ampel herab-
hängt, die grelle Schlaglichter auf die Wände und
die am Boden umherstehenden Gegenstände wirft.
Nie ist ein freundlicher, warmer Sonnenstrahl in
diese dunkeln Räume gefallen, nie ein Laut des fröh-
lichen Lebens und Treibens der Außenwelt durch die
dicken Mauern hindringend; doch der verzweif-
lungsvollste Schmerzensschrei von Tausenden von
Opfern weckte den Wiederhall des festen Gesteins
und erschütterte den starken Bau, während — es ist
schrecklich zu sagen — Menschenherzen, das Herz des
Richters und des Henkers unerschüttert dabei blieben.
Stricke, Ketten und Zangen, eiserne Bügel der ver-
schiedensten Gestalt und Größe, Nägel, Räder, Sä-
gen und Haken hängen an den Wänden, während
Hauptstücke des fürchterlichen Arsenal: Bank, Bal-
ken- und Rollengerüst der Folter, das Kohlenbecken,
„der feurige Esel,“ ein eiserner beizbarer Cylinder,
auf welchem der Deliquent zum heißen Ritt gesetzt
wird, der Wasserzuber und andere Zubehör, den
größeren Theil der Zimmerfläche einnahm, während
der kleinere Theil am Eingange durch eine Schranke
für das schreibende, inquirirende und beißende Ge-
richtspersonal abgesperrt ist. Die Assessoren haben

es sich in ihren Armstühlen bequem gemacht, der Inquirant legt das Papier zurecht, gähnet und steckt die vor ihm stehende Lampe auf, indes der Hecker mit seinen verruchten Händen den Piazza, welcher durch den Anblick dessen was ihn umgiebt und bei dem Gedanken von dem, was ihm bevorsteht schon mehr todt als lebendig ist, bindet und zu der Prozedur vorbereitet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen und ihr Beruf.

(Die Frauen und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung. In zusammenhängenden Aufsätzen niedergeschrieben von Frauenhand. Frankfurt am Main, Verlag von Meidinger Sohn und Comragne.)

(Schluß.)

Die wahrscheinlich von sehr Vielen gestellte und zu stellende Frage, wo die „Zeit“ für diese harmonische, gleichmäßig praktische und geistige Ausbildung herkommen solle, führt die Verfasserin auf das Thema vom „geselligen Leben.“

Mit beachtenswerthem Ernst und großer Ueberzeugung tritt sie, nicht gegen die Geselligkeit überhaupt, sondern gegen die krankhaft überreizte widerwärtige Geselligkeitsucht unserer Tage auf. Gegen die Reunions, Casinos, Unions zu Bällen und Kränzchen, gegen die großen Kaffeeveranstaltungen gewisser Damenkreise, bei denen eine unendliche Menge von Zeit und Geld verschwendet, unendliche Geistlosigkeit und Klatsch- und Verläumdungssucht gepflegt wird. — Mit vollem Rechte beklagt die Verfasserin das Verschwinden jener edleren häuslichen Geselligkeit, die dem geistigen Interesse und dem Gemüthsleben in ungezwungener einfacher Weise Raum verstatet. Mit Recht hebt sie hervor, wie unter solchen Umständen auch die herrliche Pflicht der Gastfreundschaft einer eiteln Prunksucht und Ostentation Platz machen müsse. — Sie läugnet nicht ab, daß es glücklicherweise noch eine Reihe von Familien und Häusern gebe, in denen die beregte Geselligkeit, mit der die Gastfreundschaft Hand in Hand geht, sich erhalten hat. Aber sie

möchte mit dazu beitragen, daß dieselbe in allen Kreisen, auf die ihr Buch zunächst berechnet ist (und es ist dies vorzugsweise der gebildete Mittelstand) heimisch würde.

Dazu gehört — neben der vor allem zu erstrebenden Harmonie praktischer und geistiger Bildung — freilich auch eine weise und bewußte Beschränkung. Die tolle Sucht, dem Gleichheitsprincip des neunzehnten Jahrhunderts nicht seine geistige schöne Seite, sondern seine materielle abzugewinnen, das heißt, auch bei beschränkteren Mitteln es denjenigen gleich thun zu wollen, die über große und unbeschränkte verfügen, diese tolle Sucht ist eine Hauptfeindin der idealen Zustände, die uns die Verfasserin schildert. Und sie schildert dieselben so verlockend, daß wir uns in der That nach denselben sehnen. Wenn wir der Verfasserin Glauben schenken dürfen, so hält es gar nicht so außerordentlich schwer, dahin zu gelangen. „Wenn nur einmal einige vernünftige Frauen den Muth hätten, ihre Toilette und Bewirthung den Verhältnissen gemäß einzurichten, so würden die Resultate die besten sein.“ —

Zu den folgenden Capiteln ihres Buches berührt die Verfasserin die Themen über die verkehrten Richtungen in der Erziehung der Frauen — in der Ergreifung eines Berufes. Wir würden gern auch aus diesen Blättern einiges mittheilen, müßten aber fürchten, der Verfasserin und dem Verleger des empfehlenswerthen Buches einen schlimmen Dienst mit unsern Excerpten zu leisten. Daß sich auch hier dieselbe Klarheit und dieselbe überzeugende Kraft der Wahrheit findet, die wir dem Büchlein nachrühmen müssen, erscheint selbstverständlich.

Die letzten und unter gewissen Gesichtspunkten die wichtigsten Abschnitte über das engere Familienleben, die Ehe und verwandte Fragen sind so ausführlich als es nur immer die aphoristische Anlage des Büchleins verstaten wollte, behandelt. Ihre Hauptansichten über diesen wichtigen Gegenstand faßt die Verfasserin in den Worten: „Die Ehe als den Gipfelpunkt des menschlichen Glückes betrachten und sie doch mit zufriedener Herzen entbehren können“ zusammen. Daß sie hierbei die Ehe nicht in ihrer gewöhnlichen, gegenwärtigen Bedeutung, sondern in jener höhern und heiligern Art im Auge hat, die

immer mehr zu erstreben und auch wieder zu erringen ist, brauchen wir nicht erst zu sagen.

Wir schließen mit der Empfehlung der angezeigten Schrift an alle gebildeten und besser denkenden Frauen. Ganz wirkungslos kann dieselbe nur da bleiben, wo bereits das Verständniß für die Stimme der Vernunft und der Seele fehlt.

#

Die Napoleoniden von heute.

Ein Familienüberblick.

Wie unberechenbar und überraschend die Wechselfälle der Geschichte sind, hat sich neuerdings nirgend auffälliger als in der Napoleonischen Familie gezeigt. Als gerade vor zwanzig Jahren Karl Guklow in seinen „*Deffentlichen Charakteren*“ über die damals noch lebenden Glieder des Bonaparteschen Hauses schrieb, schloß er seinen Aufsatz mit den Worten: „Was haben die Napoleoniden von der Zukunft zu hoffen? Nichts.“ Es steht ihnen nirgend mehr eine Initiative zu, meinte er, indem er hinzufügte: die weise Gottheit hat auch nur den jungen Frühling im Garten von Schönbrunn hinweggerafft, „damit das glänzende Gedächtniß des „Größten unserer Tage“ ohne Flecken bleibe und die Geschichte um einen Mann trauern kann, der ohne Nachahmung starb.“ —

Die Nachahmung kam aber doch und zwar von Seiten eines Mannes, den Guklow damals, als er seine Abhandlung schrieb, ganz mit demselben Achselzucken behandelte, das alle Welt für ihn hatte, von Louis Napoleon nämlich, der eben seine „*tollen Streiche zu Straßburg und Boulogne*“ begangen und dafür allen denen lächerlich geworden war, die sich zu erinnern vergaßen, daß jede Großthat mit der Gefahr einer Bläme unternommen wird und so lange ridicül bleibt, als sie nicht geglückt ist.

Louis Napoleon's Unternehmungen waren allerdings politische oder, wenn man will, historische Thorheiten, allein es lag eine Art von Methode darin, um eine Shakespearesche Redensart zu gebrauchen, ein gewisses Etwas, das seine instinktiven und geheimnißvollen Antecedentien hatte und sich gar wohl auf ganz vernünftige Weise erklären läßt.

Louis Napoleon war der Sohn Ludwig Bonaparte's und der Hortense Beauharnias, die eigentlich den General Dürroc liebte und dem späteren Könige Holland nur sehr ungeru ihre Hand gereicht hat. Nichtsdestoweniger war sie die einzige Frau der Napoleoneschen Familie, die vor Marie Louise während der Kaiserzeit Prinzen gebar. Der älteste dieser Prinzen, der nach einer vorhergegangenen Fehlgeburt das Licht der Welt erblickte, starb in noch sehr zartem Alter in Holland an der Bräune. Der zweite Napoleon, 1804 und der dritte Louis, 1808 geboren, wurden beide vom Kaiser über die Taufe gehalten und der Erstere, vor der Geburt des Königs von Rom, von ihm als Erbe seiner Krone angesehen. Er hatte eine Zeitlang die Absicht denselben zu adoptiren und ließ sich ihn sehr oft auf die Terrasse von Saint-Cloud bringen, wo er ganze Stunden zubrachte, mit ihm zu spielen. „Ich erkenne mich in diesem Kinde wieder“ und „dies Kind wird einst würdig sein mir zu folgen“ oder „ich fühle, wie es mir eines Tages gleichen wird“ hat man ihn so oft sagen hören, daß die Verleumdung diese Vorliebe für den jungen Napoleon und den kleinern Louis geüffentlich mißdeutend, aussprengte: sie seien seine eigenen, im Ehebruch mit Hortense gezeugten Söhne, eine Verdächtigung, die eine Zeitlang so gäng und gäbe war, daß selbst ernste Sachwalter der geschichtlichen Wahrheit den Kaiser dagegen in Schutz nehmen mußten, um auf sein Zartgefühl für Sitte und Decenz hinweisend, seine Liebe für diese Prinzen nur durch das Glück zu erklären, das er darüber empfand sich männliche Nachkommen in seiner Familie erweckt zu sehen. Noch bei seiner Rückkehr von Elba zürnte er Hortense darüber, daß sie sich mit ihren Kindern unter den Schutz der Verbündeten gestellt. „Sie haben meine Neffen dadurch in eine schlechte Position gebracht,“ waren die ersten strengen Worte, die er seiner geliebten Stieftochter zu hören gab; und als später das Volk von Paris die Tuileries umdrängte und den wiedergekehrten Kaiser zu sehen wünschte, zeigte er sich demselben, indem er, in Abwesenheit seines Sohnes, diese beiden Neffen auf die Arme nahm.

Allen Aufzeichnungen nach, die über dieselben vorhanden sind, waren beide schon damals vielversprechende Kinder. Wie unglückliche oder auch wohl nicht ganz vorwurfsfreie Gattinnen gemeinhin die

exemplarischsten Mütter abgeben, so war es auch bei Hortense der Fall, die man nach dem Sturze des Kaiserreiches hundert Mal sagen hörte, daß sie hinfort ihren ganzen Trost in der Erziehung ihrer Kinder suchen wolle. Und für diese Erziehung war sie denn auch in der That von der Natur und durch ihre Erfahrungen im zureichendsten Grade ausgerüstet. Sie besaß ein edles, großes Herz, viele liebenswürdige Eigenschaften und einen ganz richtigen politischen Takt. Ihre Worte, die sie nach der großen Catastrophe zu Marie Louise sagte und welche bekanntlich lauteten: „Wenn Sie die Hauptstadt verlassen, werden Sie unwiederbringlich Ihre Krone verlieren,“ sind historisch geworden, ebenso wie es natürlich ist, daß sie den hohen Verbündeten, die damals in Paris waren, einen großen Respekt einzufößen verstanden und besonders dem Kaiser Alexander zu gefallen gewußt hatte. Dieser, der die Ex-Königin oft besuchte und mit ihr, die Prinzen Napoleon und Louis an der Hand führend, viel in Malmaison spazieren ging, nannte ebenso wie der König von Preußen ihre Söhne „Kaiserliche Hoheit,“ eine Benennung, welche Hortense nicht gerne hörte, weil sie ihre Kinder nicht verwöhnt sehen wollte. In ihrem Hause, in dem man sie kurz weg bei ihren Namen nannte, that sie Alles, was sie konnte, sie schon jung mit dem Geschehe der Entsagung bekannt zu machen. Als die Verbündeten Frankreich durchzogen und das Land Opfer aller Art bringen mußte, um den Kaiser zur Führung des Vertheidigungskrieges auszurüsten, ließ sie den Prinzen alles Spielzeug fortnehmen und bei Tisch das Dessert entziehen, damit auch sie den Umständen ihren Zoll abtragen möchten.

Der kleine Napoleon war sehr lebhaft, frisch und munter; von der Wiege an Soldat. Als die Mutter die Kinder einmal fragte, was sie werden wollten, sagte der Älteste: Alles, was mein Oheim ist. Louis dagegen, von jeher ein stilles, schweigsames und verschlossenes Kind, meinte, daß er Weichensträuße verkaufen wolle, wie das ein kleiner Knabe damals an der Pforte der Tuilerien that.

Eine besondere Eigenschaft des kleinen Louis war, daß er Alles, was er besaß, gerne weggab. Einmal, da der Kaiser Alexander bei Hortense zu Besuch war, schlich er sich schüchtern und verschämt an diesen heran, um ihm einen Ring an den Finger zu stecken,

den er selbst von seinem Onkel Eugen erhalten. Als man ihn fragte, warum er das gethan, sagte er: weil er gut gegen Mama ist.

Mademoiselle Cochelet, nachherige Madame Barquin, eine ihres Geistes und ihrer Schönheit wegen berühmte Vorleserin Hortensens, die in ihren Memoiren diesen bemerkenswerthen Zug erzählt, berichtet auch noch einen andern aus späterer Zeit, der noch charakteristischer ist. Im Winter, schreibt sie, sah ich eines Tages Louis ohne Ueberkleid und Schuh durch den Schnee und Schmutz unseres Gartens waten. Wo haben Sie denn Ihre Redingote und Ihr Fußzeug gelassen? fragte ich ihn. Die habe ich einer vorüberziehenden armen Familie gegeben, sagte der Prinz, indem er verlegen bis unter die Schläfen erröthete.

Der Vater der Prinzen, der bekanntlich ziemlich wider Willen König von Holland geworden und dort bei Weitem nicht der schlechteste Regent gewesen war, war nach seiner Abdankung, die erfolgte, weil er, nach seiner eigenen Erklärung, ein Volk nicht unterdrücken wollte, dessen Heil man ihm anvertraut hatte, nach Graz gegangen, von wo er später nach Florenz übersiedelte, wohin ihm Hortense gezwungen, den ältesten Sohn überlassen mußte.

Wenn sie, um diesen Sohn zu sehen, aus der Schweiz dahin kam, so wohnte sie dort nie bei ihrem Gemahl, sondern in einem Hotel, und nur, wenn die Wagen der Ehegatten in den Cascinen, der fashionable Promenade von Florenz, sich trafen, ließen sie anhalten, um sich hier aus ihren respectiven Equipagen heraus in eine kurze Unterredung einzulassen.

Der junge Napoleon entwickelte sich rasch und sehr vortheilhaft. Er verrieth große militärische Talente, zeichnete sehr artig und war auch als Schriftsteller nicht ohne Befähigung. Er heirathete seine etwas verwachsene, zwei Jahr ältere Base Charlotte Bonaparte, die Tochter Joseph Bonapartes (Graf von Survilliers, verheirathet mit Julie Clary) die ein sehr bedeutendes weibliches Naturell gewesen zu sein scheint. Es werden ihr Geist und Seele und ein ächt künstlerisches, etwas weiches und melancholisches Gemüth zugesprochen, das aus zwei großen, prächtig dunklen Augen bezaubernd hervorleuchtete.

Als 1830 der italienische Aufstand in Italien ausbrach, theiligten sich daran sowohl Napoleon,

als auch Louis, der mit seiner Mutter grade dort zum Besuche war. Der Älteste erlangt, erschöpft von Anstrengungen und Kummer über das Fehlschlagen der Unternehmung am 17. März 1831 in der vollen Blüthe seiner Jahre den Rasern. Der Jüngere, der nun nach einer Bestimmung des Kaisers daß der Älteste der Familie immer den Namen Napoleon führen sollte, sich Louis Napoleon heißen ließ, ward, mit Wunden bedeckt, in Lakaienkleidung von seiner Mutter nach England gerettet und später wieder zurück nach der Schweiz gebracht, wo er sich weiter ausbildete und blieb, bis er seine Abenteuer von Straßburg und Boulogne bestand.

Seine Mutter verlor er 1837; seine Schwägerin Charlotte folgte ihrem vorangegangenen Gatten am gebrochenen Herzen 1839, nachdem sie in letzter Zeit allein nur noch einigen Antheil für die schönen Künste und besonders für das Landschaftszeichnen gezeigt; sie führte mit großer und liebender Sorgfalt mehrere Skizzen ihres dahingeschiedenen Gatten auf Stein und einige sogar auf Kupfer aus. Das letzte Bildniß von der Madame Mère (Petizia) ist von ihrer kunstgeübten Hand: sie zeichnete es Rom nicht lange vor dem am 2. Februar 1836 erfolgten Tode ihrer damals schon beinahe ganz erblindeten Großmutter. Lorenzo Bartolini, der gefeiertste toskanische Bildhauer der Neuzeit, hat Charlotte Napoleon in der Kirche von Santa Croce zu Florenz ein charakteristisches und ihrer würdiges Grabmal von weißem Marmor errichtet, auf welchem in vollendeter Ausführung die Büste der Prinzessin mit kunstvoll verschleierte Haupten zu sehen ist. Louis Napoleons Vater, Graf von St. Leu starb erst im Juli 1846, einsam und verlassen, während sein Sohn seine Haft auf Schloß Ham in der Picardie erduldet.

Wie der junge Napoleon vor der Geburt des Königs von Rom, der designirte Erbe der kaiserlichen Krone gewesen, so wurde es nach dessen Tode, Louis Napoleon, der nun das Haupt der zweiten Napoleoneschen Generation geworden war. Als solches hielt er es zum Verdruß seines pflegmatischen Vaters, für seine Pflicht; seinen eigenen Worten nach, der Welt zu zeigen, daß die Familie des Kaisers mit dem Herzoge von Reichstadt nicht ausgestorben sei. Die Vorfälle zu Straßburg und Boulogne-sür-mer waren Thatsachen, mit denen er die Napoleoneschen Grin-

nerungen auffrischen wollte „Mit dem Namen, den ich trage,“ schrieb er aus seiner Haft, „kann ich nur im Dunkel eines Gefängnisses oder im vollen Glanze der Macht bestehen.“

In diesen Worten liegt der Schlüssel zu Allem, was Louis Napoleon gethan; in ihnen ist das ganze Jotum und die Mission seines Lebens entschleiert. Und wie hätte er diesen Jatum und diese Mission auch anders nehmen können, als er sie nun wirklich genommen hat? Waren Successionsrechte auf den französischen Thron durch die Volksabstimmung und den Senatsbeschluß vom 6. November 1804, außer Napoleons unmittelbaren Erben doch nur dessen beiden Brüdern Joseph und Ludwig mit ihren Nachkommen eingeräumt worden und da der älteste Bruder, Joseph, keine Söhne zeugte, so behielten demnach die Nachkommen Ludwigs ihr Vorrecht, ein Vorrecht, das nach dem Tode von Louis Napoleons älterem Bruder ausschließlich auf ihn überging und welches er durch jene Volksabstimmung und jenen Senatsbeschluß gewissermaßen als sanctionirt ansah. War er übrigens nicht auch unter dem Purpur des Kaiserreichs geboren? Hatte er zu Kaisern und Königen nicht „mein Onkel“ gesagt? Und vergißt sich so etwas, wie man Kinderspiele, wie man den Grund zu den ersten Thränen vergißt? Gewiß nicht! Einer großen Bestimmung, und wenn sie das Haupt des Betreffenden auch nur im Fluge gestreift, kann sich nur ein Thor oder ein Dummkopf entschlagen. Und das Louis Napoleon weder der Eine noch der Andere ist, dafür liegen Belege, mehr als nöthig sind, zur Hand. —

Armand Carrel, jener bonapartistische Republikaner oder besser gesagt, jener Publicist, der die Feder wie einen Degen führte und bei sich selbst nicht wußte, ob er mehr geneigt war, den Bonapartismus der Republik oder die Republik dem Bonapartismus im entscheidenden Augenblicke aufzuopfern, sagte schon damals, als er die ersten literarischen Arbeiten des jungen Louis Napoleon gelesen: „Die politischen und militärischen Werke dieses jungen Mannes bezeugen einen eben so festen Kopf als edlen Charakter. Der Name, den er trägt, ist der größte der Neuzeit und zugleich der einzige, der in der Sympathie des französischen Volkes eine Zukunft hat. Wenn er die neuen Interessen Frankreichs einsehen und die

Rechte der kaiserlichen Legitimität über die Souveränität des Volkes vergessen lernt, so wird er berufen sein, eines Tages eine große Rolle zu spielen.“

Es ist A. de la Guéronnière, der diese Worte in seiner Charakteristik Louis Napoleons mittheilt, und wenn er dieselben sich vielleicht auch ein wenig zu seinem Zwecke zurecht gemacht hat, so tragen sie doch so sehr den Stempel des Garrel'schen Geistes, daß man sehr wohl annehmen darf: er habe sie selbst oder wenigstens ähnliche in der That geschrieben oder gesprochen. Wie überraschend und glänzend sie sich erfüllt, brauchen wir nicht zu sagen, denn ein einziger Blick auf Paris beweist es, wo jetzt aufs Neue die Banner des Kaiserthums, man kann sagen, wie durch ein Wunder entfaltet zu sehen sind. Napoleon hätte einen Eindringling, wie sein Neffe unter Louis Philipp einer war, ohne Weiteres erschießen lassen. Dieser ließ ihn zuerst nach Amerika transportiren und dann als jener seinen Besuch wiederholte, in Ham so fahrlässig bewachen, daß er plötzlich zu entweichen vermochte, um, wie er sagte, seinem sterbenden Vater die Augen zuzudrücken. Um diese Entweichung nicht als einen Akt gemeiner Ausreißerei erscheinen zu lassen, erklärte Louis Napoleon, daß ein Herzog von Nemours und ein Guise unter ähnlichen Umständen zur Zeit Heinrich des Vierten dasselbe gethan, indem er zugleich sein Wort gab, seinen neuen Versuch gegen das Bürgerkönigthum unternehmen zu wollen.

Der Prinz war durch eine sechsjährige Gefangenschaft, durch allerlei Glend und Mißgeschick seiner Familie niedergebeugt und vielleicht in jenem Moment wirklich einen Augenblick bereit, seinen Wünschen und Hoffnungen zu entsagen. „Ich sehe,“ schrieb er, „daß meine Bestrebungen mir und meiner Familie verderblich werden. Der Stern des Kaiserreichs erlischt.“

Aber so seltsam ist der Lauf der Geschichte! So lange Louis Napoleon gehandelt, war das Glück gegen ihn und von der Stunde an, da er verzagte und beinahe alles verloren gab, begann sich das Geschick ihm günstig zu erweisen und seine Sache durch die Hände der verblendeten Gegner selbst betreiben zu lassen. Das Julikönigthum, das da gesehen hatte, daß die Restauration durch die Desavouirung Napoleons gefallen war, suchte sich in seiner

Blindheit in allen Chancen dadurch möglich zu erhalten, daß es mit der ausgesuchtesten Sympathie für ihn kokettirte. Es belobte Thiers „Geschichte des Consulats und Kaiserreichs“ und setzte seiner Thorheit dadurch die Krone auf, daß es die Asche des Kaisers von St. Helena nach Paris bringen ließ. Hiedurch ward die Erinnerung an Napoleon durch ganz Frankreich aufs Lebhafteste wach gerufen und mit einem Schlage der Enthusiasmus für das Kaiserthum wieder erweckt, den hervorgerufen Louis Napoleon sich vergebens bemüht hatte. Mit der Leiche des großen Oheims zogen auch die Hoffnungen des Neffen in Paris wieder ein und unter dem Donner der Invalidenhauskanonen und dem Jubel des Volkes erwachten mit der Sympathie des Landes zugleich auch alle die ehrgeizigen Träume der verbannten und ausgewiesenen Napoleoniden wieder. Die Inauguration des imperialen Sarges war die Duvertüre zur zweiten Kaiserherrschaft, die jetzt in Frankreich errichtet ist und welche unter und neben Louis Napoleon alle napoleonischen Familienüberreste noch einmal versammelt hat.

Ueber alle, unter ihnen hervor, ragt Jerome, Herzog von Montfort und ehemaliger König von Westphalen, der jetzt siebenzigjährig, der einzige noch lebende Bruder des ersten Kaisers ist. Er, der sich am Leichtesten in die Rolle eines Königs fand und dem es am Schwersten wurde, sie wieder abzugeben, er scheint vom guten Genius der Napoleoniden ausgespart worden zu sein, um am Ende seines Lebens noch einmal alle Süßigkeit der Macht und des Erdenglanzes durchzusekosten. Wenn er jetzt wieder auf den Festen der Tuileries erscheint, wieder Hof hält, und in Staatskarossen durch die Straßen von Paris fährt, muß es ihm seltsam zu Muthe sein. Was mag er nicht alles denken und träumen, dieser Nestor der Kaiserfamilie, was mögen ihm nicht alles für Einfälle kommen! Die Mutter, die ihn verzärtelte, der Bruder, der ihn hart behandelte, Märal, seine Schwestern, Kassel.... Welch' eine Zeit und Welt, die da hinter ihm liegt! Vielleicht, wenn er an Dunkel fesch denkt, erinnert er sich dann eines kleinen spaßhaften Vorfalles mit diesem. Als Jerome noch sehr jung und kaum erst in die französische Armee eingetreten war, sah er sich, wie oft, plötzlich ohne Geld. Vom Bruder Napoleon durfte er nichts erwarten,

die Mutter war nicht da, den Schwestern hatte er schon mehr, als er wiedererstaten konnte, abgeborgt. Was also thun? Da fiel ihm zum Glück der Cardinal Fesch, sein Onkel ein, der sich damals in Paris befand und eine stattliche Gallerie von Bildern sammelte, sonst aber als ziemlich knauserig bekannt war. Zu diesem ging er. Mein Onkel, sagte er, ich brauche Geld. Ich habe alles, was ich besaß, ausgegeben. Leihe mir etwas. — Das ich ein Narr wär, entgegnete der Onkel. Du bist ein Taugenichts, Girolamo, und Napoleon zieht jedes Mal sehr verdächtig die Augenbraunen zusammen, wenn er Deinen Namen hört. Sieh, eben wie dieser Alte da, fügte er schmunzelnd hinzu, indem er auf den, in Oel gemalten Kopf eines verdrießlichen Greises zeigte, den er kürzlich für schwere Summen erstanden und aus Lust daran noch aus seinem Wohnzimmer nicht hatte entfernen lassen. Nun gut, rief nun Jerome, von einer plötzlichen Inspiration erfaßt, indem er seinen Degen zog, so will ich Dir an diesem Gemälde denn zeigen, wie man einer solchen Grimasse begegnet. Und mit diesen Worten die Spitze seiner Waffe auf das Bild richtend, machte er Miene es zu durchbohren.

Onkel Fesch sprang entsetzt in die Höhe, indem er um Gnade für sein neuestes Lieblingsstück bat. Sieh mir Geld, lachte der Neffe, Geld, Onkel Fesch oder....

Onkel Fesch konnte die Bedrohung seines Kunstwerkes nicht ertragen, lief zur Cassette und warf Jerome einen Beutel mit Gold zu, mit dem sich dieser vergnügt entfernte.

Er war ein lustiger Patron, der Neffe Girolamo und er ist es lange geblieben. Jetzt ist er meist fränklich, etwas erschöpft von seiner Vergangenheit und gedrückt von seinem Alter. Es ist bekannt, daß er in seiner Grämlichkeit und etwas misantropischen Laune, die ihn lang genug verschonte, schließlich aber doch auch, wie beinahe alle Napoleoniden überkam, sogar dem Besuch der Königin von England aus Rücksicht für das Andenken seines Bruders, aus dem Wege gehen zu müssen glaubte und, nachdem er bereits Paris verlassen, nur dem Wunsch seines kaiserlichen Neffen nachgab und dahin zurückkehrte um seinerseits ebenfalls dem hohen Besuche seine Huldigung darzubringen. Seine Gemahlin, die Prinzessin Katharina von Württemberg

starb zu Lausanne 1835. Seine Tochter, die Prinzessin Mathilde, heirathete Anatol Demidoff mit dem lucanesischen Titel Principe di San Donato und Polverosa. Die Ehe blieb kinderlos und wurde getrennt. Jetzt lebt die Prinzessin zu Paris, am Hofe ihres Vetter, des jetzigen Kaisers, der einst ihre Hand begehrt haben soll und, man weiß nicht, ob von ihr selbst oder von ihrem Vater abgewiesen wurde, der, da er vergessen sich in seiner Glanzzeit zu bereichern, stets Geld gebraucht und deswegen vielleicht jenen erstgenannten, unermeslich reich gesagten Fürsten als Schwiegerohn vorgezogen hat. Sie machte, so lange der Kaiser unverheiratet war, die Honneurs bei ihm; seitdem er eine Gemahlin genommen, hat sie sich bescheiden zurückgezogen. Uebrigens wird sie allgemein, als sehr wohlthätig, mild und liebenswürdig geschildert.

Ihr älterer Bruder, welcher Garde-Oberst in Württemberg war, starb am 12. Mai 1847 in der Villa Bartolini zu Castello bei Florenz, betrauert von Allen, die seinen braven Character und sein gutes Herz gekannt. Der jüngere, Prinz Napoleon, der neben dem Kaiser jetzt die hervorragendste Rolle spielt und im Fall jener ohne Erben stürbe, sein Nachfolger würde, hat sich der Hinneigung seiner Familie zur Legitimität nicht angeschlossen, sondern ist vielmehr zu jener andern Richtung der Napoleoniden übergetreten, die sich Mühe giebt das Gedächtniß ihres großen Unverwandten allmählig wieder mit der Demokratie auszuföhnen. Diese Bemühung war eine Zeitlang eine so schroffe, daß er sogar darüber mit seinem Vetter in Spannung gerieth, eine Spannung, die sich dann und wann wiederholt, aber stets, wie es scheint, durch einen guten Genius wieder ausgeglichen wird. Militärisches Talent zu beweisen, hat er bisher keine Gelegenheit gefunden, denn sein Aufenthalt in der Armee war nur ein kurzer und wenig epochemachender. In civilen Dingen, wie z. B. in den Angelegenheiten der großen Kunst und Industrieausstellung aber hat er nicht nur Umsicht, Fleiß und guten Tact, sondern auch eine sehr schätzbare Gabe des Wortes bewiesen. Alle seine Reden und Erlasse athmen einen sehr energischen und schwungvollen Geist.

Noch entschiedener demokratisch, als Prinz Jerome Napoleon, soll Lucian Murat sein, ein Sohn

der Gräfin Lipona, der Königin Caroline von Neapel, die sich durch große Geistesklarheit und ruhige Entschlossenheit in allen Lagen des Lebens hervorgethan hat und welche einem wohlmeinenden oder vorlauten Schiffskapitain, der sie warnte vor dem Getöse der Salutschüsse nicht zu erschrecken die bezeichnende Antwort gab: „Seien Sie ohne Sorgen, mein Herr, den Bonapartes ist Kanonendonner weder ungewohnt noch schreckhaft“ Lucian Myrat, der Sohn dieser Mutter ist bei den neuesten Eventualitäten, die der König von Neapel ebenso unklug, als lächerlich sich selbst zuziehen zu wollen scheint, mehrfach genannt worden. Vor der Hand weiß die Welt nichts von ihm, als daß er eben sehr demokratisch gesinnt und außerdem ungeheuer dick ist. Sein älterer Bruder Achill, wahrscheinlich so genannt, weil sein Vater allgemein Achille de la France geheissen wurde, that sich in der Belgischen Revolution von 1830 hervor, ist aber seitdem ruhmlos gestorben. Seine Schwestern sind in Italien verheirathet, die eine Letizia an den Marchese Pepoli zu Bologna und die andere, Louisa an den Conte Maszoni in Ravenna. Man wird sie wohl auch bald in Paris erblicken, wo man jetzt schon die Tochter Elisa Bonapartens, der ehemaligen Großherzogin von Toscana, verheirathet an einen Grafen Camerata von Ancona, achtundvierzigjährig wahrnehmen kann. Ihr Vetter, Graf Felix Pacciocchi bekleidet gegenwärtig die Stelle eines ersten Kammerherrn beim Kaiser. Er ist vermählt mit einer Gräfin Pozzo die Borgo. Ihr einziger Sohn erschloß sich 1853 mitten im Glanz seines Hauses, ohne daß in der Deffentlichkeit ein Grund für diese verzweiflungsvolle That bekannt geworden wäre.

Lucian Napoleon, ein Sohn Carl Lucian's, (Sohn des Fürsten von Canino), und der Zenaide, der Tochter Joseph Bonaparte's, 1828 geboren, widmete sich dem Clerus und lebt jetzt ebenfalls in Paris, von wo aus sein Oheim, der Kaiser, wie die Zeitungen kürzlich meldeten, bei dem Papste um den Cardinalsbut für ihn nachgesucht haben soll, der denn auch wohl nicht ausbleiben dürfte. Es dürfte mehr seltsam, als unwahrscheinlich klingen, sagte neulich schon eine englische Zeitung, wenn die Welt eines schönen Tages erführe, daß ein Bonaparte zu Rom Papst geworden sei.

Ein Oberst Glary, der jetzt Aide-de-camp beim Kaiser ist und sich mit seiner Cousine Julie Glary vermählte, ist ein Anverwanderter jener Kaufmannstochter aus Marseille, die Joseph Bonaparte heirathete und welche, milden und wohlthätigen Herzens, sich mit solchem Geschick in Erhebung zu fünfunden wußte, daß sie stets als eine angenehme und glückliche Zierde des ihr so unerwartet zugewiesenen Ranges erschienen ist.

Aus Lucian's erster Ehe mit Christine Boyer ist eine Tochter Charlotte, vorhanden, die einen römischen Fürsten Gabrielli heirathete und einen Sohn und drei Töchter gebar, die noch jetzt in Italien angesehen und begütert leben. Die älteste Tochter aus der zweiten Ehe mit der Wittwe Jouberton, Letitia, heirathete den Irländer Thomas Wyse, britischen Gesandten in Athen, und ist dieselbe, welche sich durch ihr excentrisches Wesen überall so auffällig gemacht hat, daß der jetzige Kaiser ihre Verwandtschaft zu seiner Familie desavouiren zu müssen geglaubt hat. Carl Lucian, ihr Bruder, hat sich als Naturforscher einen Namen gemacht, mußte aber wegen Theilnahme an der römischen Revolution von 1849 aus dem Kirchenstaate flüchtig werden. Neuerdings versuchen eine seiner Schwestern, Constanze, die zu Rom als Nonne lebt und sein eigener Sohn Lucian Napoleon, der sich dem Clerus gewidmet und welchen wir vorhin schon erwähnt, ihn mit dem Papste wieder auszuföhnen, eine Ausföhnung, die demnächst denn auch wohl erfolgen wird, zumal er das Haupt dieser Familie und als Fürst von Canino und Musignano einer der reichsten Vasallen des römischen Stuhles ist. Seine Gattin, die schon erwähnte Zenaide, welche sich durch ihre glänzenden und tugendhaften Eigenschaften, sowie durch ihre literarischen Talente bekannt machte und 1830 ein nicht in den Buchhandel gekommenes „Album Germanique, Productions par une jeune personne,“ welches eine Reihe Uebersetzungen aus deutschen Dichtern von ihrer Hand enthielt, heraus gab, starb am 8. August 1854 zu Neapel, wohin sie sich aus Besorgniß vor der Cholera von Rom aus, begeben hatte, wie es nach den Sinen heißt, eben als ein Opfer dieser Krankheit, nach Andern am gebrochenen Herzen und aus Gram über die politischen Manipulationen ihres

Gatten. Gegenwärtig lebt dieser in Paris viel und fast ausschließlich nur mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Mit seinem Vetter, dem jetzigen Kaiser scheint er eben so wenig wie seine jüngeren, gleichfalls zu Paris lebenden Brüder Louis Lucian, Pierre Napoleon und Anton überall zu harmoniren. Der zweite der Letzgenannten, Pierre Napoleon, scheint von ihnen der bedeutendste zu sein und hat vielfach von sich reden machen. Er ist ein energischer und entschlossener, aber auch etwas abenteuerlicher und sehr hitziger Charakter, der sich ebenso sehr zum Heroismus als auch zur Brutalität geneigt zeigt. 1831 hat er sich am Aufstande in der Romagna betheiligt, dann in Amerika in Neugranada gekämpft und endlich in Italien wieder gegen Papst Gregor XIV. conspirirt. Nach 1848 in Paris und in der Nationalversammlung wirksam, ist er oft und sehr hart gegen seinen Vetter, den damaligen Präsidenten aufgetreten, hat sich aber nachher, als dieser Kaiser geworden, ziemlich schweigsam vor dessen aufgehendem Gestirne zurückgezogen. Daß er, der sich von besonders kriegerischem Geiste beseelt zeigte, nicht in die französische Armee, die in der Krim kämpft, eingetreten, sieht man noch heut zu Tage für eine Art von Demonstration gegen die Gewalt des neuen Imperators an. (Jahreszeiten.)

Gedichte

von

Moritz Horn.

Thränenregen.

Zum Resensied, dem ich den Zweig genommen,
Weil er, erkrankt: bis in das tiefste Leben,
Das matte Blatt nicht mehr vermocht zu heben,
Ist, eh' der Lenz kam, neue Kraft gekommen.

Schon kleine Blättchen, gelblich blaß zu schauen,
Entringen sich dem abgeschnitzen Stamme,
Denn neu erwacht ist ihres Lebens Flamme,
Sie fühlen Kraft, den Resensied zu bauen.

Gieb Acht, sie werden lange nicht mehr säumen,
Und eh' du selbst es magst für möglich halten,
Wird sich vor dir der Reie Pracht entfalten,
Von der die Blätter unbewußt jetzt träumen.

Die Morthe schau, sie prangt im grünen Glanze,
Und schelmisch neigen sich herab die Zweige,
Als sprächen sie von jenem Himmelreiche,
Von dem verschämt die Braut träumt unterm Kranze.

Warum ist Weiden, die so winterdüster
Im Blumenfenster standen tedtesmüde,
So schnell gekommen wieder Glanz und Blüthe,
Sie hörten ja noch kaum das Lenzgesflüster?

Sie klagten, daß Du, falscher Lieb' zu dienen,
Die Morthe dir und Rose gab zu eigen,
Am Herzen mein, dem liebesüberreichen,
Gestrevelt est mit Lächeln in den Mienen.

Da stieg ein Engel zu dir segnend nieder,
Und schlug dir auf das Buch vergangner Zeiten,
Und zeigte dir auf jeder seiner Seiten
Vom Herzen mein gerühne Trauerlieder.

Da fielen Thränen deiner tiefsten Reue
Auf Ros' und Morthenstöckchen süßend nieder,
Ein süßes Leben bebte durch die Glieder,
Und wie für mich dein Herz, blübn sie für dich aufs neue.

Das Haidekraut.

Ueber die einsame Haide
Zieht blauer Nebeldust,
Und klagend durch die Tannen,
Geht schwer die Abendluft.

Ein Jüngling liegt am Boden,
Getragen aus der Schlacht,
Die ihm die Todeswunde
Tief in das Herz gebracht.

„So muß ich einsam sterben,
Auf düstrem Haidekraut,
Aus dem nicht eine Blume
Zum Trost im Tode schaut?“

Kaum ist das Wort gesprochen,
Als an dem Kraute grün,
Mit einem Zauberschlage
Die' rethen Blumen blühen.

Die Haide hat getrunken
Das edle Herzensblut
Des Jünglings, der verblichen
Nun zwischen Blumen ruht.

Bücherschau.

Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutscher Dichter, eingesammelt von Friedrich Hofmann. Dreizehnte Christbescheerung. Hildburghausen. Geschenk des Bibliogr. Instituts. 1854.

Im dreizehnten Jahrgang erscheint diese Gedichtsammlung, von deren Ertrag den armen Kindern in Thüringen eine Weihnachtsbescheerung bereitet wird. Und zwar ist der „Weihnachtsbaum“ des vorigen Jahres in 2500 Exemplaren in 67 thüringische Ortschaften vertheilt und in denselben nach Maßgabe der Verhältnisse jedes einzelnen Ortes 10—283 Kindern eine Weihnachtsfreude bereitet worden. — Das Preisminimum des Werkchens ist 10 Sgr. mit dem Motto „Nebenzahlung lohnt Gott.“

Gleich erfreuliches Resultat wünschen wir auch dem vorliegenden Jahrgang von 1855, der mit dem Bildniß von Karl Barth, und der verst. Königin Therese von Baiern gewidmet, vor uns liegt. Unter den keissteuernden Dichtern finden sich neben vielen unbekanntem auch Namen von wohlbekanntem gutem Klang: Adolf Böttger, Hoffmann von Fallersleben, Moriz Horn, Alexander Kaufmann, Theobald Kerner, Friedrich Otto, Louise Otto, G. Weiß u. A. — Die größere Zahl der Beitragenden hat auf die Bestimmung des Buches in so fern Rücksicht genommen, als sie Kinder- und Weihnachtslieder sandten — da das Buch aber doch wohl nur vereinzelt selbst in Kinderhände kommt, scheint uns dies verfehlt und würde als Monotonie wohl auch dem Verkauf des Werkchens schaden, wenn es durchgehend beibehalten würde, weshalb wir lieber davon abmahnen möchten.

Aus Nord- und Südamerika. Erzählungen von Friedrich Gerstäcker. (Album 1855.) Prag, A. Gerzabek.

Das vorliegende Bändchen enthält zwei Erzählungen, deren erste „Das Werk des Piraten“ in Balparaiso 1810 spielt und in interessanter und spannender Weise das Schicksal des Piratenschiffes Reconocido und seines Besizers schildert. Besonders lebendig ist die Beschreibung der Jagd auf den flüchtigen Piraten — wir glau-

ben selbst den Hafen von Balparaiso und sein eigenthümliches Schiff vor uns zu sehen und sind am Schluß selbst geistig so von Spannung abgeholt wie die Bersolger oder gar ihr Opfer. — „Die Menagerie im Urwald,“ wo der Schauplatz ein kleines Sprunterstädtchen in Arkaufas Francisville, steht jener an Lebendigkeit nichts nach und gewährt durch die launige Bearbeitung eines an sich schon komischen Themas eine angenehmere Lectüre als jenes südamerikanische-tragische Bild.

Ein vornehmer Herr oder zwei Freunde. Erzählung von Carl von Holtei. (Album 1855.) Prag, Gerzabek.

Eine Erzählung halb komisch, halb tragisch — besonders weil ihr bei allen scheinbar Uebertriebenen so viel Wahrheit zu Grunde liegt. Oder wer hätte nicht schon einen jener Auswüchse der modernen Gesellschaft kennen gelernt, jener Taugenichtse, die sich vorgenommen haben, die Rolle der Bornehmheit zu spielen und die durch allerlei Schwindeleien, Kniffe und Abenteuer sich immer wieder dazu emporarbeiten, auch wenn es ihnen hier und da einmal mißglückt ist? und wer hätte nicht auch eine jener guten aufopfernden ehrlichen Seelen gekannt, die sich immer von andern bevorzugen lassen und vor lauter Bescheidenheit selbst nie zu Glück oder Geltung in der Welt kommen? — Dabei ist die Erzählung unterhaltend und spannend; wir empfehlen sie gern.

L. D.

Kaltenborn. Novelle von Bernd von Gusek. (Album) Prag. A. Gerzabek, 1855.

Das Erzählertalent des Verfassers ist bekannt. Es spielt immer etwas in die Romantik herüber, interessiert mehr durch kunstreiche Verwicklung der Begebenheiten als durch Aufstellung und Lösung psychologischer Probleme. So auch in der vorliegenden Novelle. Die Güterprozesse, die der Verfasser liebt, spielen auch hier eine Rolle. Der rechtmäßige Besizer wird für wahnsinnig ausgegeben und eingewirrt, der muthmaßliche Erbe mit Gift und Dolden verfolgt, bis er sich in Frauenkleider hüllt und in die Nähe seines Feindes und seiner Besizung wagt — Kaltenborn ist der Held, der Alles zu glücklicher Lösung führt.

L. D.

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Studien zu Dante. Von Chr. F. Schloffer sind (im Verlag von Winter in Heidelberg und Leipzig) interessante Abhandlungen über Dantes göttliche Komödie unter dem Titel „Dante; Studien“ erschienen. Wie aus der Einleitung hervorgeht, sind diese Studien das Ergebnis eines fünfzigjährigen Studiums des Dichters und seiner Commentatoren. Die einzelnen Abhandlungen sind zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben, ein Haupttheil der Schrift ist schon früher mit dem Titel „Ueber Dante“ im Druck erschienen, aber seitdem vergriffen. So wird das ganze interessante Werk den zahlreichen Freunden des großen italienischen Dichters eine willkommenere Erscheinung sein.

Dramatische Dichtung. Von Rudolph Gottschall ist ein neues Lustspiel — wenn wir nicht irren „Die Diplomaten“ betitelt — in Königsberg zur ersten Aufführung gelangt. — Am Hoftheater zu Dresden kommt im Laufe der nächsten Zeit das von uns bereits angezeigte Drama „Der Goldschmidt von Ulm,“ von J. Rosenthal (Musik von Marschner) zur Darstellung. Möge der Dichter der „Deborah“ in diesem neuen Werke auch einen neuen Aufschwung genommen haben, der seine verschiedenen Niederlagen vergessen macht. — Die deutsche dramatische Dichtung bildet jetzt, merkwürdig genug den Hauptstoff der italienischen Zeitungsfeuilletons. In denselben erscheinen Uebersetzungen von Lessings „Emilia Galotti,“ von Schillerschen und von Grillparzerschen Dramen. Gegen diese Erscheinung dürfte nichts zu erinnern sein, als daß sie dem Publikum mit der Zeit Bedürfnis werde und nicht bloß „Manie“ bleibe.

Epische Dichtung. Die Märchendichtung Wilhelm Genast's „Dornröschen“ (für Joachim Raff zur Composition gedichtet) ist in einem eleganten Miniaturheftchen im Verlag von Böhlau in Weimar erschienen.

— Von Friedrich Bodenstedt, der in „Alda, die Lesghierin“ mit so vielem Glück das Gebiet der erzählenden Dichtung betreten hat, wird im Laufe der nächsten Zeit ein neues Epos erwartet.

Neue Belletristik. Von Louise Mühlbach erscheint soeben eine „Volksausgabe“ des historischen Romans „Friedrich der Große.“ Frau Mühlbach scheint mit ihren Arbeiten nach der zweifelhaften Ehre zu geizen ein deutscher Dumas zu werden. — Eine neue Gesamtausgabe der Romane der Frau von Paalzow („Goodwie Castle, Thomas Tyrnau“ u. s. w.) ist im Verlag von May und Compagnie in Breslau — kürzlich beendet und vollständig ausgegeben worden. Dieselbe ist mit einer wenig erfreulichen Biographie in Büchern der Verfasserin, die sehr einseitig, reizbar und eitel gewesen zu sein scheint, eingeleitet worden.

Musik. Die „Faustouvertüre“ Richard Wagners (im Gewandhausconcert in Leipzig aufgeführt) wird in fast allen bis jetzt darüber erschienenen Berichten als ein bedeutendes und interessantes Werk, ja, nächst der Tannhäuserouvertüre als die gewaltigste und vollendetste Instrumentalcomposition des Meisters gerühmt. — Franz List beabsichtigt im Januar in Wien das große an Mozarts hundertjährigem Geburtstag stattfindende Concert zu dirigiren. — Von Robert Franz sind im Laufe der letzten Wochen abermals einige Hefte Gesänge und Lieder erschienen, die wir besonders unsern Lesern dringend empfehlen. — Im ersten Abonnementsconcert in Chemnitz gelangten Hector Berlioz' „Fest bei Capulet“ (aus „Romeo und Julie“) und Joachim Raffs „Traumkönig“ für Sopransolo und Orchester zur ersten Aufführung. Die letzte seine und anmuthige Composition, die bisher nur in Weimar gehört wurde, trug Fräulein Emilie Genast, die in diesem Concerte sämtliche Gesangspartien trefflich vertrat, vor. In demselben Concerte erfreute auch Frau Johanna Pohl das Publikum durch einige vorzügliche Vorträge auf ihrem seltenen und schönen Instrumente — der Harfe.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinz.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.